



Xiaolu
Guo

Es war
einmal
im Fernen
Osten

Über das Buch:

Es ist kein einfacher Start ins Leben: Gleich nach der Geburt geben die Eltern, glühende Anhänger Maos, ihre Tochter in die Obhut eines kinderlosen Bauernpaares in den Bergen. Zwei Jahre später bringen diese die halbverhungerte Kleine zu den einfachen, des Lesens und Schreibens unkundigen Großeltern in ein Fischernest am Ostchinesischen Meer. Ein Jahr später stirbt der Große Vorsitzende, und in China beginnt ein dramatischer gesellschaftlicher Wandel.

In ihrem neuen Buch erzählt Xiaolu Guo von dem langen Weg, der sie aus einer ärmlichen Fischerhütte an die Filmhochschule im sich rasant verändernden Peking führt. Dort wird sie mit den dunklen Seiten der chinesischen Moderne konfrontiert: Zensur, Zwang zur Konformität, Anfeindungen wegen feministischer Überzeugungen. 2002 verlässt Xiaolu China und zieht nach London. Auch hier geht ihr Kampf um Anerkennung als Künstlerin weiter. 15 Jahre später beschreibt sie ihre Reise von Ost nach West mit einer Klarsicht, die nur jemand besitzt, der angekommen ist und sich zugleich fremd fühlt.

Es war einmal im Fernen Osten ist voller Lebenslektionen: Künstlerin zu bleiben, wenn die Zensur alle Kreativität abtötet; Frau zu sein, wenn wegen der Ein-Kind-Politik weibliche Neugeborene ertränkt werden und sexuelle Übergriffe zum Alltag gehören; zu lieben, wenn man nie gelernt hat, wie das geht.

Über die Autorin:

Xiaolu Guo, geboren 1973, studierte an der Filmhochschule Peking. Bereits vor ihrer Ausreise nach London 2002 veröffentlichte sie in ihrer Heimat sechs Bücher. Die englische Ausgabe von *Stadt der Steine* schaffte es auf die Shortlist für den »Independent Foreign Fiction Prize« und wurde für den »International IMPAC Dublin Literary Award« nominiert. Ihr erster in englischer Sprache verfasster Roman, *Kleines Wörterbuch für Liebende*, stand auf der Shortlist des »Orange Prize for Fiction«, *Twenty Fragments of a Ravenous Youth* auf der Longlist für den »Man Asian Literary Prize«. Xiaolu Guos jüngstem Roman *Ich bin China* gelang der Sprung auf die Longlist des »Baileys Women's Prize for Fiction«. 2013 wurde Xiaolu Guo in die »Granta's List of Best Young British Novelists« aufgenommen. Als Filmemacherin drehte sie zudem zahlreiche preisgekrönte Filme, darunter *She, a Chinese* sowie *Late at Night*, eine Dokumentation über London. Xiaolu Guo lebt in London und Berlin.

Xiaolu Guo

**ES WAR EINMAL
IM FERNEN OSTEN**

Ein Leben zwischen zwei Welten

Aus dem Englischen
von Anne Rademacher

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Once Upon a Time in the East. A Story of Growing Up« bei Chatto & Windus, London

Die Autorin dankt Eva Hoffman für die Genehmigung des Zitats aus »Lost in Translation: A Life in a New Language«. Auszüge aus » MCMXIV, The Whitsun Wedding« mit freundlicher Genehmigung des © Estate of Philip Larkin. Die Auszüge aus Walt Whitmans »Grasblätter« folgen der Übersetzung von Jürgen Bröcan. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlag, München.
© aller Fotos: privat

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2017 by Xiaolu Guo
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 beim Albrecht Knaus Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlag: Sabine Kwauka
Umschlagabbildung: privat
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

ISBN 978-3-641-21818-8
V002

www.knaus-verlag.de

*Für Marguerite Duras,
die mir in den harten, kämpferischen Jahren in Südchina
den Glauben daran gab, Künstlerin zu werden*

Die Seele kann durch ein Übermaß an kritischer Distanz schrumpfen. Wenn ich nicht für den Rest meines Lebens in einem unfruchtbaren inneren Exil verharren will, muss ich einen Weg finden, meine Entfremdung zu überwinden, ohne mich dabei selbst zu verlieren.

EVA HOFFMAN

Inhalt

Fremdes Land Vergangenheit

TEIL I – SHITANG

GESCHICHTEN VOM OSTCHINESISCHEN MEER

TEIL II – WENLING

DAS LEBEN IN EINEM KOMMUNISTISCHEN WOHNHOF

TEIL III – PEKING

IM WIRBELWIND DES LEBENS

TEIL IV – EUROPA

IM LAND DER NOMADEN

TEIL V – DER KREIS VON LEBEN UND TOD

Dank

Fremdes Land Vergangenheit

Getrieben, entwurzelt und heimatlos. Eine Nomadin – im Herzen und im Denken. Das war aus mir geworden, seit ich China verlassen hatte, um in den Westen zu gehen. Fünfzehn Jahre immer in Bewegung, fünfzehn Jahre vergessen und verändern, sich ein- und umgewöhnen. Doch eines Tages, ich war gerade vierzig geworden, begann sich mein Bauch zu wölben. Der Sog der Erde, der Trieb zur Mutterschaft. Am zweiten Tag des Jahres 2013 lag ich auf dem OP-Tisch eines Londoner Krankenhauses, mein Körper verkabelt und über Schläuche mit einer Batterie summender Maschinen verbunden. Ich glaubte zu platzen. Wortwörtlich. Ein Kaiserschnitt, das Baby wurde aus mir herausgezogen, und schon hörte ich sie schreien. Ihre Stimme klang sofort vertraut, aber gleichzeitig auch völlig überraschend. Da war sie, in ein frisches Handtuch gewickelt, ihr feuchtes, zerdrücktes Gesichtchen an meiner Brust. Ich hielt sie ängstlich und ehrfurchtsvoll. So ist es gut, dachte ich. Dieses Kind wird hier Wurzeln schlagen. Meine Tochter wird mit beiden Beinen fest im Leben stehen. Ganz anders als ihre Mutter, das kulturell verwaiste, vagabundierende Bauernmädchen.

Zwanzig Minuten nach der Entbindung wurden wir auf die Neugeborenen-Station gefahren. Überall Babys und frischgebackene junge Mütter. Noch immer leicht von Morphinen umnebelt, hörte ich um mich herum ein Sprachengewirr: Hindi, Arabisch, Deutsch, Spanisch, Polnisch. Drei Tage lang blieben wir im Krankenhaus. Ich trug die ganze Zeit nur einen dünnen Morgenmantel, versuchte zu stillen und kämpfte mit jedem Toilettengang. Wie viel Blut aus mir kam! Schockierend.

Am vierten Tag durften wir nach Hause. Dort überkam mich das überraschende Bedürfnis, meine Mutter anzurufen. Neun lange Monate hatte ich meine Schwangerschaft mit keinem Sterbenswort erwähnt. Wir hatten schon länger nicht mehr miteinander gesprochen, was typisch für unsere Beziehung war.

Ich wählte die ungeliebte Nummer, die sich so tief in mein Gedächtnis eingepägt hatte, dass ich sie im Traum hätte aufsagen können.

»Mutter, ich bin's.«

»Ach, Xiaolu, mit dir hätte ich jetzt nicht gerechnet.« Und dann sofort:

»Wo bist du?«

»In London.«

»Was ist los? Warum rufst du an?« Die übliche, an Unhöflichkeit grenzende Direktheit. Im Alter von siebzehn Jahren war meine Mutter, ein ungehobeltes Mädchen vom Land, direkt aus den Reisfeldern heraus den Roten Garden beigetreten. Vermutlich war das einer der Gründe dafür, dass wir uns nie vertragen haben.

»Mir geht's gut«, sagte ich. »Ich wollte dir nur mitteilen ...« Plötzlich fehlten mir die Worte, ich brachte es kaum über die Lippen zu sagen: »Ich habe gerade ein gesundes kleines Mädchen zur Welt gebracht.«

»Was?«, rief meine Mutter. »Du hast ein Kind gekriegt?«

»Ja. Sie ist halb chinesisch, halb westlich.«

»Meine Güte! Du warst schwanger?«

Ein paar Sekunden lang herrschte Schweigen am anderen Ende der Leitung. Ich dachte, sie würde wenigstens den Namen meines Babys wissen wollen, doch alles, was sie sagte, war: »Kommst du zum Qingming-Fest heim?«

Am Qingming-Fest Anfang April gedenken wir unserer Toten. Wir säubern die Gräber, zünden Weihrauchstäbchen an und beten. Ich sagte nichts, sondern lauschte nur der wütend weinerlichen Stimme meiner Mutter am Telefon.

»Du musst heimkommen! Du weißt noch nicht einmal, wo dein Vater begraben liegt! Ich will die Asche deiner Großmutter aus dem Dorf holen und sie neben deinen Vater betten. Da solltest du mit dabei sein.«

Dieses Mal fehlte mir eine Entschuldigung, es gab wirklich nichts, das ich hätte vorschützen können, also reiste ich besser hin und erfüllte ein für alle Mal meine Tochterpflichten. Schließlich waren es nur zwölf Stunden Flug. Was sprach dagegen? Mein ganzes Erwachsenenleben lang hatte ich tunlichst vermieden, an die Orte meiner Kindheit zurückzukehren. Das Fischernest Shitang, in dem ich einige Jahre das freudlose, bitterarme Leben meiner Großeltern geteilt hatte, war mir verhasst. Genauso wenig mochte ich Wenling, die Stadt meiner späteren Kinder- und Jugendjahre, in der meine Probleme mit Autoritäten begannen. Als ich 1993 zum Studium nach Peking ging, hatte ich mir geschworen, nie wieder in diese rückständige Provinzgegend zurückzukehren. Ab sofort keine ideologische Gehirnwäsche mehr, sagte ich mir, als ich zehn Jahre später China verließ

und nach England zog. Ich werde mich von meinen angefaulten bäuerlichen Wurzeln nicht zurückhalten lassen.

Doch nun war die Zeit gekommen, mich meiner Vergangenheit zu stellen. Ich wollte versuchen, meiner Familie zu erklären, wie ich in den letzten Jahren gelebt hatte, denn eines Tages würde ich es auch meiner kleinen Tochter erklären müssen. Frei nach James Baldwin: Geh hin, und verkünde es vom Berge. Verkünde es deiner Familie, verkünde es den Lebenden und den Toten. Ich musste mich stellen. Ihnen allen. Es gab kein Entkommen.

Und so wickelte ich fünf Tage vor dem Qingming-Fest mein Neugeborenes so warm wie möglich ein und nahm ein Flugzeug zurück zum Ort meines Ursprungs.

TEIL I – SHITANG
GESCHICHTEN VOM OSTCHINESISCHEN MEER

Im Anbeginn der Zeit gab es weder Osten noch Westen, weder Tier noch Mensch. Äonen vergingen, und es ward Wasser. Algen und Fische begannen zu wachsen, und Pflanzen schlugen ihre Wurzeln in den sandigen Boden der Gestade. Bald flogen Vögel von Berg zu Berg. Noch einmal vergingen Äonen. Tiger und Löwen, Phoenixe, Schlangen, Salamander und winzige Kriechtiere suchten sich in den Urwäldern ihre Plätze zum Jagen und Ruhen. Doch noch immer herrschte Stille auf der Welt. Es schien, als warte sie auf ein bedeutsames Ereignis, die Geburt eines allmächtigen Wesens. Eines Tages erblickte das Himmelsauge auf einem Berg im Westen einen Stein, der in fünf Farben funkelte. Er funkelte und funkelte, bis er mit einem Mal in tausend Stücke zerbarst und ein Affe daraus hervorsprang. Der Affe war von schlanker Gestalt, hatte ein hübsches Gesicht und vier lange Gliedmaßen. Fröhlich tollte er durch die frische Bergluft und blickte sich neugierig um. Schließlich verneigte er sich in alle vier Himmelsrichtungen, um für seine Geburt zu danken.

Der kleine Affe erkundete die Welt. Bananen und Erdnüsse waren seine Nahrung, und er trank aus Gräben und Quellen. Tiger, Leoparden, Faultiere und Paviane wurden seine Gefährten. Doch eines Abends im Herbst überkam den Affen bei Sonnenuntergang eine große Traurigkeit. Weinend blickte er den aufgehenden Mond im Osten an. Wie einsam er sich fühlte! Tief in seinem Herzen verspürte er das unstillbare Verlangen, etwas Wichtiges und Verdienstvolles zu tun. Aber was nur konnte das sein? Der Affe starrte den Mond an, der bereits in Richtung Westen den Himmel hinabwanderte, und schlummerte ein. In der Nacht spürte er, wie ihm ein Tautropfen aufs Gesicht fiel. Dann hörte er eine Stimme:

»Kleine Kreatur, du bist kein gewöhnlicher Affe«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Dich haben die fünf Elemente genährt, und seit Anbeginn der Zeit hast du die Energie von Himmel und Erde empfangen. Du bist die Energie hinter allem menschlichen Leben. Geh nun und suche die Menschenwelt. Du musst einen Mönch namens Xuanzang finden und ihm helfen, in den Besitz der erhabensten Schriften des Buddha auf Erden zu kommen. Erst mit dem Sutra wird die Menschheit das wahre Wissen über Leben und Tod erlangen.«

Der Affe erwachte. Noch immer schien der Mond, und die Worte hallten in

*seinen Ohren nach. Da spürte er, wie der Strahl des Polarsterns durch die
Bananenblätter drang und ihn mitten auf der Stirn traf.*



Der Fischerort Shitang in den 1970er Jahren

Die Waise

Ich kam als Waise zur Welt. Nicht, weil meine Eltern gestorben waren, nein, sie waren beide quicklebendig. Doch meine Eltern haben mich weggegeben.

An meine ersten beiden Lebensjahre habe ich natürlich keine genauen Erinnerungen. Niemand in meiner Familie weiß etwas über diese Zeit. Gleich nach meiner Geburt wurde ich zu einem Bauernpaar gebracht, das in einem entlegenen Bergdorf unserer Provinz am Ostchinesischen Meer lebte. Viele Jahre später erklärte man mir, meine Mutter habe sich damals nicht um mich kümmern können, weil mein Vater im Arbeitslager gewesen war und immer noch als Klassenfeind gesehen wurde. So kam es, dass ich meine ersten beiden Lebensjahre in den Bergen verbrachte. Meine einzige Erinnerung an diese Zeit ist eine falsche und stammt von meinen Großeltern. Sie erzählten mir von dem Tag, an dem das kinderlose Paar aus dem Hochland mich, das ungewollte Kind, von den Bergen hinab zu ihnen brachte.

Noch ein Baby, und schon zum zweiten Mal weggegeben.

Das Paar hatte die Adresse meiner Großeltern ausfindig gemacht und war mit dem Fernbus den weiten Weg bis zu unserem bescheidenen Haus gefahren. Kaum angekommen, legten sie mich gleich in die Arme meiner Großmutter.

»Die Kleine wird sterben, wenn sie bei uns bleibt. Das sehen Sie doch selbst«, sagten sie zu meiner Großmutter. »Wir haben nichts zu essen. Mehr als fünfzig Kilo Yams im Herbst wirft unser Land nicht ab, und die brauchen wir, um sie auf dem Markt zu verkaufen. Wir haben die Kleine deshalb mit einem Brei aus zerkleinerten Yamblättern gefüttert, aber jedes Mal, wenn sie das grüne Mus auf dem Löffel sieht, dreht sie den Kopf weg oder spuckt alles wieder aus. Mittlerweile isst sie überhaupt nichts Grünes mehr! Wir haben aber nicht so viel Reis, wir haben nur die Blätter. Sehen Sie doch, wie gelb sie schon im Gesicht ist. Und die schwachen Knochen! Sie hört gar nicht mehr auf zu weinen. Und sie isst nichts. Wenn sie bei uns bleibt, wird sie sterben. Wir flehen Sie an, bitte nehmen Sie das Kind zurück. Jetzt sofort. Auch wenn wir selbst keine Kinder bekommen können,

ein sterbendes Baby können wir nicht brauchen. Bitte, nehmen Sie die Kleine zurück!«

Meine Großeltern standen völlig perplex da. Was hätten sie auch sagen sollen, schließlich hatten nicht sie mich in diese Familie geschickt. Sie nahmen mich wortlos zurück. Seit diesem Tag lebte ich bei meinen Großeltern am Meer. Meine Adoptiveltern kehrten zu ihren Yams zurück und ließen nie wieder von sich hören. Später erzählte man mir, die Familie habe Wong geheißt und mit ihren Yams und anscheinend auch ein paar Ziegen auf einem Berg gelebt. Weil die Frau unfruchtbar war (vielleicht war es ja auch der Mann, aber bei den Bauern trägt immer die Frau alle Schuld), habe sie mich nicht stillen können. Ich frage mich oft, ob sie mich damals mit Ziegenmilch gefüttert haben. Aber vielleicht haben auch ihre Ziegen keine Milch gegeben. Zu jener Zeit hat in China kein Mensch die Milch von Tieren getrunken, denn wir vertrugen keine Laktose. Wahrscheinlich haben sie mich mit Sojamilch gefüttert, bis ich Zähne bekam. Was hätten sie sonst mit einem hungrigen Baby tun sollen, das von seiner Mutter weggegeben worden war?

Jahre später saß ich über einer Landkarte der Provinz und versuchte das Bergdorf zu finden, in dem meine Adoptiveltern gelebt hatten. Ich war verblüfft, wie unendlich viele Dörfer dieser Art über das Land verstreut waren – all die Orte, die nur von obskuren gelben oder grünen Punkten markiert wurden. Tausende Dörfer mit Namen und noch mehr Dörfer ohne Namen. War es vielleicht Diaotou gewesen? Pinshan? Yongjia? Hengshantou? Changshi? Shifou? Ich gab auf und faltete die Karte wieder zusammen. Man sagte mir, dass aus den meisten dieser Dörfer Bauland für die wuchernden Städte geworden sei. Selbst die Berge hatten sie enthauptet. Die Gipfel waren abrasiert worden, um Platz für Straßen oder Steinbrüche zu schaffen. Alles für das Wachstum unserer großen Nation.

Wenn ich an meine ersten beiden Lebensjahre denke, steigt vor mir immer das Bild einer klapperdürren kleinen Ziege auf, die über einen kahlen Berg tritt. Wo ist das saftige Gras geblieben, an dem sie sich satt fressen kann? Wo das Wasser, um ihren Durst zu stillen? Der Berg ist nackt und kahl. Nichts als Steine und kunstdüngerverseuchter Boden.

Doch irgendwie schaffte es die kleine Ziege, ihre entbehrungsreichen ersten Jahre zu überleben.

Großvater

Mein Großvater, ein ehemaliger Fischer, war ein verbitterter alter Mann. Er kam 1905 zur Welt, nur ein Jahr vor der Geburt von Chinas letztem Kaiser Puyi. Ob dies ein Omen war, eine Erklärung für sein Schicksal? Die letzte im Kaiserreich geborene Generation ist von der neuen Zeit überrollt worden. An dem Tag, als mein Großvater geboren wurde, soll sein Vater auf See gewesen sein. In den Fischerorten geht die Legende, dass ein Neugeborenes zu einem ordentlichen Fischer heranwachse, wenn sein Vater während der Geburt draußen auf dem Meer ist und gleichzeitig die Flut hereinkommt. Doch als mein Großvater das Licht der Welt erblickte, war Ebbe. Das hat aber nicht er mir erzählt. Ich habe es von den Dorfbewohnern erfahren, die auf den Bänken vor ihren Häusern saßen und tratschten. Seit ich diese Geschichte kenne, mag ich den Anblick der Ebbe nicht mehr.

Früher hatte Großvater ein Boot besessen und sein Geld damit verdient, mehrmals in der Woche am Kai ein paar Fische zu verkaufen. Das Boot war Großvaters Ein und Alles, nichts anderes im Leben zählte für ihn. Wie auf allen Fischerbooten im Ort prangten auch auf seinem Boot zwei riesige gemalte Augen. Die Fischer nannten sie Drachenaugen, denn ein Boot ist ein Drache, der die Wellen bezwingt. Die leuchtenden Farben vertreiben die anderen Meereslebewesen. Alle paar Monate malte Großvater die Augen mit frischer dunkelroter Farbe aus und erneuerte die schwarzen und blauen Linien, die um den Bootsrumf herumliefen. So machten es alle Fischer. Aus der Ferne sah sein Boot wie ein riesiger, von schillernder Kraft getriebener Tropenfisch aus. Ab und zu brachte Großvater eine frische Teerschicht auf, weil er hoffte, dass sein Boot mit der glänzend glatten neuen Haut wie ein Walfisch durch die Wellen gleiten würde. Nach einem großen Fang ließ er das Boot in der Sonne trocknen. Er reparierte die Lecks, und meine Großmutter half, die Fischernetze zu flicken, denn nach jedem Fang gab es neue Löcher. Anschließend ließ er das Boot an einem frühen, strahlend blauen Morgen wieder zu Wasser. Trotz begrenzter Benzinvorräte fuhr er weit aufs offene Meer hinaus. Manchmal kam er bis Gong Hai, der Meerenge zwischen China und Taiwan. Weiter durfte er nicht, denn es war verboten, in die Formosastraße hineinzufahren. Hier draußen waren nur noch wenige Schiffe unterwegs, und Großvater hatte

das Gefühl, das Meer gehöre ihm allein. Außerdem gab es mehr Fische, und die Aale waren fetter und länger als anderswo. Zwei oder drei Tage später kam Großvater dann zurück, manchmal völlig erschöpft, aber meistens mit einem guten Fang an Bord.

Zu jener Zeit kaufte in chinesischen Fischerorten kein Mensch toten oder halbtoten Fisch, denn der galt als minderwertig. In unserer Küche wurde alles lebend gekocht, damit so viel wie möglich von der Energie, dem Chi des Meeres, erhalten blieb. Wenn die Boote zurückkamen, standen meine Großmutter und die anderen Fischerfrauen schon wartend am Ufer. Sie hatten sich Eimer an den Beinen festgebunden und harrten im seichten Wasser in Nähe der Ankerplätze aus, bis ihre Ehemänner die Boote verließen. Dann eilten sie herbei, um den Fang auszusortieren. Garnelen kamen in einen Eimer, Aale in den anderen. Barsche wurden in eine Schüssel mit Wasser geworfen, Muscheln und Krabben wanderten gemeinsam in ein großes Fass. Nur wenige Minuten später tauchten die Fischhändler vom Stadtmarkt auf, um die schönsten und frischesten Stücke zu ergattern. Sie zogen gleich die speckigen Geldscheine aus den Taschen, denn es gab keinen Grund zu feilschen. Der Preis für Garnelen, Krabben und Barsche blieb immer gleich, lediglich bei den Aalen variierte er je nach Saison und danach, wie schwer es gewesen war, sie zu fangen. In Südchina gelten Aale genau wie in Japan als Delikatesse.

Doch das war in der guten alten Zeit, als die Küstenbewohner noch ungebundene Meeresräuber waren. Als die kommunistische Regierung in den Siebzigerjahren Fischerei-Kollektive einführte, wurden private Boote wie das meines Großvaters eingezogen und vom Staat »verwaltet«. Die Fischer bildeten Teams, deren Größe in einer bestimmten Relation zur regionalen Bevölkerungszahl stehen musste, und betrieben den Fischfang von großen, industriellen Schiffen aus. Die Meeresabschnitte wurden ihnen zugewiesen, und alles, was gefangen wurde, gehörte dem Staat, der die Ausbeute nach einem Quotensystem an die Familien verteilte. Mein Großvater weigerte sich, einem Kollektiv beizutreten. Er war unglücklich, weil man ihm sein altes Leben genommen hatte, die Zeiten, die er weitab vom Alltagstrott und all den Menschen, die er verachtete, allein auf seinem Boot verbrachte. Im Kollektiv hätte er unter staatlicher Aufsicht zusammen mit völlig Fremden industrielle Fischereitechniken erlernen müssen, und das in einer Atmosphäre, in der jeder jeden verpiff. Für so ein Leben war

Großvater nicht gemacht. Schließlich stammte er noch aus der Qing-Zeit, er war fast genauso alt wie unser letzter Kaiser. Großvater identifizierte sich mit den Qing und nicht mit der so wankelmütigen wie unberechenbaren Kommunistischen Partei. Als sein Boot in den frühen Siebzigerjahren in einen Taifun geriet – eine der schrecklichen Heimsuchungen, die jeden Sommer vom Südpazifik her kommend über das Ostchinesische Meer hinwegfegen – und völlig zerstört wurde, gab er die Fischerei auf. Er wurde missmutig, trank den ganzen Tag und begann meine Großmutter regelmäßig zu verprügeln. Seit meinem dritten oder vierten Lebensjahr habe ich ihn nur noch dumpf in seinem Zimmer brütend und mit einer Flasche in der Hand in Erinnerung.

Außer Fischen hatte mein Großvater nichts gelernt, und so konnte er kein Geld mehr verdienen. Er hungerte und war nicht mehr in der Lage, meine Großmutter und mich ordentlich zu versorgen. Eines Tages fand er dann an einer Straßenecke ein großes Holzbrett, zu dem er sich zwei Bänke aus der Küche holte und vor unserer Haustür einen Laden improvisierte. In diesem Laden versuchte er alles zu Geld zu machen, was ihm in die Hände fiel: Gemüse, sauer eingelegte Fische, Garnelenpaste, Seife, Nägel und Zigaretten. Seine Zigaretten sahen immer ein wenig seltsam aus, er verkaufte sie stückweise, es waren die »Schätze«, die er am Strand fand. Ursprünglich waren sie dicht an dicht in Schachteln verpackt gewesen wie teure Kekse aus dem Westen. Sie stammten von den vielen taiwanesischen Schiffen, die im Sturm kenterten oder im Krieg mit den Kommunisten gesunken waren. Die »Schatzkisten« wurden zusammen mit anderem Treibgut an den Strand gespült, und Großvater wurde zum Strandgutsammler. Tagelang wanderte er am Meeresufer entlang und durchstöberte die Gaben der See. Irgendwie gelang es ihm immer, vom Meerwasser aufgeweichte Zigaretenschachteln zu finden. Manchmal brachte er auch feine amerikanische Kekse in bunten Dosen mit, oder er tauchte mit Lebensmittelkonserven auf, meistens Bohnen. Die Zigaretten packte er aus und trocknete sie in der Sonne. Dann verschönerte er sie und verkaufte sie billig. Dieses Geschäft funktionierte eine Weile lang, doch es war vom Fortgang der Konflikte in der Formosastraße abhängig. Schiffsuntergänge waren im Ostchinesischen Meer schließlich nicht an der Tagesordnung, und manchmal trieb die Strömung die Ausbeute der Wracks auch weiter nach Süden.

Immerhin konnte mein Großvater uns auf diese Weise eine Weile lang über Wasser halten. Jeden Tag gab es Haferbrei und gekochten Seetang zu essen. Unsere Nachbarn, die Familien der Fischer, die auf den Schiffen des Kollektivs arbeiteten, schenkten uns hin und wieder ein bisschen Reis oder ein paar Nudeln. Doch wir wussten alle, dass die Strandsammlertage meines Großvaters nicht von Dauer sein würden.

Shitang

Einige behaupteten, Shitang sei eine Insel, andere nannten es eine Halbinsel. Etwa dreihundert Kilometer von der Küste Taiwans entfernt, lag Shitang als feuchter Vorposten des Festlands an der ostchinesischen Küste und fing frühmorgens die ersten Sonnenstrahlen ein. Im Jahr 2000 schaffte der Ort es sogar bis in die Fernsehnachrichten, weil auf einer in Richtung Osten blickenden Klippe eine Sonnen-Statue errichtet worden war. Mit der Sonne hatte das Objekt allerdings nicht die geringste Ähnlichkeit, es sah eher aus wie ein riesiger, schmaler Monolith aus dem Film *2001: Odyssee im Weltraum*, doch es lockte Touristen in die Stadt. Die Bewohner Shitangs fanden das ganze Theater ziemlich seltsam, hatten sie doch schon immer gewusst, dass ihre Stadt der östlichste Punkt Chinas war. Was sollte also plötzlich die Aufregung?

Wörtlich übersetzt bedeutet *Shitang* Steinteich. Vielleicht war die Gegend vor vielen tausend Jahren eine Salzwasserlagune hinter der Küste gewesen, bis Menschen kamen und das Land trockenlegten. Auch Hongkong und Macau waren schließlich auf Marschwiesen und Sumpfland errichtet worden. Das Haus meiner Familie war ein kleines grünes Steingebäude am äußersten Zipfel der Halbinsel. Großvater lebte oben im ersten Stock und konnte durch eine Fensterluke über seinem Bett aufs Meer hinausblicken. In meiner Erinnerung ist das Meer immer gelbbraun, egal, ob man es vom Fenster meines Großvaters aus betrachtete oder vom Strand. Die gelbbraune Farbe kam von den weitläufigen Tangfeldern im seichten Uferwasser. Wir nannten den Tang *haifa* – Meereshaar. Er bestand aus langen, groben Stängeln mit blattartigen, grünbraun gestreiften Wedeln. Ineinander verschlungen wie ein Schwarm glitschiger Seeschlangen, waren sie ein ziemlich ekliger Anblick, doch wir liebten den Geschmack von Seetang. Entweder ließen wir ihn in Aalsuppe ziehen oder

brieten ihn mit Schweinefleisch. Wir wurden ihn nie leid, genauso wenig wie die kleinen Kelpfische, die wir zwischen den Algen fanden.

Der Boden in Shitang war sehr salzig und nicht für den Ackerbau geeignet. Es gab fast keine Bäume im Ort, bis auf die besonders robusten Gardenien. Sie wuchsen zwischen den Steinen und Felsen, und ihre weißen Blüten wirbelten im salzigen Wind. Es war die einzige Pflanzenart, die der gelben Meeresgischt widerstand. Ich liebte die üppig duftenden Blüten, die sich die Frauen oft in die Zöpfe flochten. Über dreißig Jahre später stieß ich eines Tages in Nordeuropa auf eine Gardenie. In der klaren europäischen Luft sog ich den vertrauten Duft ein und weinte. Dieser Gardenienbaum hatte nichts in meinem Leben im Westen verloren. Sein Geruch machte mich traurig, eine Trauer, unter die sich eine Spur von bittersüßem Heimweh mischte und die mich sofort in meine Kindheit an der taifunumtosten Küste des Ostchinesischen Meers zurückversetzte.

Während Großvater als Einziger im Haus einen Blick auf die Tangfelder und die schäumende See hatte, lebten Großmutter und ich unten im Erdgeschoss, wo die Fenster von den Wäscheleinen der Nachbarn verdeckt wurden und gesalzene Tintenfische und Sensenfische an Stangen hingen. Damals hätte ich nicht sagen können, ob ich unser Haus hasste oder liebte. Ich lebte dort, bis ich siebeneinhalb war, und das Haus war einfach unser Haus, so wie Shitang einfach unsere Heimat war. Ich hatte keinen Vergleich, kannte keine Alternativen. Doch Jahre später, nachdem ich Shitang längst verlassen hatte, spürte ich, dass dieser Ort alle Zärtlichkeit in meinem Herzen getötet hatte. Shitang war zu einem Stein in meiner Brust geworden. Die scharfen Ecken und Kanten der Steinhäuser hatten auch mich versteinert, mich unbarmherzig und aggressiv gemacht.

Ursprünglich hatte unsere Straße Anti-Piratengasse geheißen, erst in den 1980er-Jahren wurde sie in Vorderer Grenzhang umbenannt. Der alte Name stammte noch aus der Ming-Dynastie. Damals wurde der Küstenabschnitt regelmäßig von Piraten aus dem Ostpazifik angegriffen und belagert, sodass die lokalen Milizen sich mit Gewehren und selbst gebastelten Bomben bewaffneten. Das alles lag nun schon vierhundert Jahre zurück, und ich hatte das Gefühl, dass seither nichts Bedeutendes mehr geschehen war, abgesehen davon, dass die Kommunalregierung irgendwann die Buddha-Bilder in ihren Büros durch Mao-Porträts ersetzt hatte. Von der Kaiserzeit bis heute war die Gegend immer tiefste Provinz geblieben.

Die wenigen dramatischen Geschichten hatten alle mit dem Meer zu tun und ergaben sich aus unserer Nähe zu Taiwan.

In den Sechziger- und Siebzigerjahren gab es immer wieder Fischer und andere Dorfbewohner, die bei Nacht und Nebel bis nach Taiwan zu kommen versuchten. Sie glaubten, dass sie dort von der nationalistischen Regierung wie versprochen mit Gold und Ackerland empfangen werden würden. Einige hatten tatsächlich Glück und schafften es, doch die meisten wurden zurückgeholt und bestraft: Den Onkel und Bruder eines Bekannten hatten sie noch knapp vor den internationalen Gewässern erwischt und zum Tode verurteilt. »Im Morgengrauen erschossen« und »lebenslänglich« – dröhnte es regelmäßig aus den Lautsprechern im Dorf. In den 1970er-Jahren besaß noch niemand bei uns ein Radio oder einen Fernseher. Die Nachrichten hallten in voller Lautstärke durch die Straßen. Unser Haus stand direkt gegenüber einem Strommast, an dem zwei Lautsprecher hingen. Regelmäßig wurden wir frühmorgens von Kommunistenliedern geweckt, denen ein »im Morgengrauen erschossen« folgte. Obwohl die Todesstrafe damals noch gang und gäbe war, erfüllten die Durchsagen mich jedes Mal mit Entsetzen. Ich war zwar noch nie bei einer Erschießung dabei gewesen, doch der Dorfklatsch reichte, um mich erschauern zu lassen.

Unsere Straße, die bei einem buddhistischen Tempel in den Bergen begann und vor dem Strand am offenen Meer endete, war die Marktstraße von Shitang. Der Lärm von draußen erfüllte unser Haus: laute Stimmen, Geschrei, Streiten, Feilschen, krähende Hähne, kreischende Kinder und Schweinegrunzen. Von morgens bis abends. Niemals auch nur einen Moment lang Ruhe und Frieden. Für mich war der Marktlärm das Geräusch Chinas. Wo man auch hinging, überall wimmelte es von Menschen. Meine Großeltern kannten jeden im Dorf, ein Fremder wäre ihnen sofort aufgefallen. Großvater war misstrauisch und grüßte niemanden auf der Straße, obwohl er alle kannte. »Was macht deine Schaluppe, alter Guo?«, fragten ihn die Leute, oder »Hast du heute schon gegessen?« – das lokale Äquivalent für »Hallo«. Großvater reagierte mit keinem Wort. Er grunzte und ging weiter, ohne auch nur die Augenbrauen zu heben.

Großmutter war genau das Gegenteil, doch sie wusste auch, dass sie mit ihrer Freundlichkeit nichts gegen den Klatsch tun konnte, der über ihre Ehe mit Großvater im Umlauf war. Kein Wunder, denn der Klatsch war die einzige Form von Unterhaltung, die es in Shitang gab.

Großmutter

Meine Großmutter war eine gute, manchmal ein wenig ängstliche Frau. Obwohl sie fast nie einen Pfennig in der Tasche hatte, schaffte sie es immer, ein paar kleine Geschenke für die Kinder, die draußen auf der Straße spielten, zusammenzukratzen: Bonbons, Reisreste oder eine Handvoll bunter Muscheln. Sie war gutmütig, still und der bescheidenste Mensch, der mir jemals begegnet ist. Ich bildete mir ein, dass ihr Buckel eine Folge dieser Demut war. Er machte sie langsam, sie konnte noch nicht einmal in einem normalen Tempo gehen. Natürlich spielten dabei auch ihre winzigen gebundenen Füße eine Rolle, über die sie sich aber nie beklagte. In meiner Erinnerung ging sie schon immer vornübergebeugt, lange bevor sie alt wurde. Oft hänselten mich die anderen Kinder wegen ihr: »Deine Großmutter sieht aus wie eine Riesengarnele, sie kann nur ihre Zehen sehen!« Oder: »Da kommt die Schildkröte auf ihren Hinterbeinen!« Großmutter trug ihr dünnes weißgraues Haar immer zu einem Knoten am Hinterkopf gebunden. Wegen ihres kaputten krummen Rückgrats war es sehr mühsam für sie, sich die Haare zu waschen, außerdem schlief sie sehr schlecht. Nachts weckten mich ihre langgezogenen Seufzer und das Knarren des Bambusbetts, in dem sie ihren verwachsenen Körper umherwälzte.

Damals machte man auf dem chinesischen Land keine Fotos, deshalb werde ich nie erfahren, wie sie als junge Frau ausgesehen hat. Vielleicht war sie ein ganz hübsches Mädchen gewesen, wenn auch sehr klein und dünn. Ihre Eltern hatten ihre Ehe arrangiert, als sie noch ein Baby war. Mit zwölf Jahren wurde sie dann als Kindsbraut zu meinem Großvater geschickt – oder besser: an ihn verkauft, für einen Sack Reis und acht Kilo Yams. Von ihrem Heimatdorf bis nach Shitang war es ein zweitägiger Fußmarsch gewesen, auf dem ihr Vater sie begleitet hatte. In Wahrheit kam sie, um ihren hungrigen Magen zu füllen, denn sie wusste nicht, dass ihr alter Ehemann selbst nicht viel Reis in seinem Fass hatte. Es waren die 1930er Jahre, in denen China unter dem Joch des Bürgerkriegs zwischen den Kommunisten und der nationalistischen Regierung litt. Bald darauf fielen die Japaner ins Land ein und überzogen es bis 1945 mit ihren Gräueltaten. Großmutter konnte sich noch vage daran erinnern, wie japanische Soldaten ihr Haus geplündert hatten, während die Familie sich in den Bergtempeln

versteckte. Als sie Wochen später zurückkamen, sahen sie, dass ihnen bis auf einen alten Wok, der immer noch auf dem Herd stand, nichts von Wert geblieben war. Als Großmutter den Deckel anhob, starrte ihr ein großer brauner Kackhaufen entgegen. Ich muss um die sechs gewesen sein, als sie mir diese Geschichte erzählte, und damals glaubte ich, dass sie im ganzen Japanisch-Chinesischen Krieg nichts anderes getan hatten, als in Woks zu scheißen. Mehr hatte Großmutter nicht über jene Zeit erzählt, obwohl sie alle Kriege miterlebt hatte, die es seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in China gegeben hatte.

In den 1970er Jahren lebten die einfachen Leute in den Dörfern noch wie zu Zeiten des Feudalismus. Frauen wurden wie billige Ware gehandelt. Meine Großmutter war in unserem Fischerort immer eine Außenseiterin geblieben. Da sie in einem Bauerndorf im Landesinneren aufgewachsen war, kannte sie das Meer und die Lebensweise der Fischer nicht. Wie alle Frauen aus der Gegend setzte sie niemals einen Fuß in das Boot ihres Mannes oder in irgendein anderes Boot. Eine Frau im Boot brachte Unglück.

Oft sah ich Großmutter weinen. Meistens schluchzte sie still und allein in der hintersten Küchenecke oder vor der weißen Porzellanstatue der Göttin Guanyin, die auf einem Bord an der Küchenwand stand. Großmutter's Blick war fast immer umwölkt. Sie betete täglich zu Guanyin, der Göttin der Barmherzigkeit, die in unserer Gegend besonders verehrt wurde. »Xiaolu, ich habe ein Hundeleben, das sich kaum zu leben lohnt«, sagte sie einmal, als ich fünf oder sechs war und etwas mehr von der Welt zu verstehen begann. »Aber ich bete für dich, für deine Mutter und deinen Vater.« In dem Alter hatte ich keine Vorstellung von meinen Eltern, und Großmutter äußerte sich immer nur sehr zurückhaltend über unsere Familie.

Auch über meinen Großvater redete Großmutter nie, zumindest nicht in meiner Gegenwart. Sie hatte Angst vor ihm. Wenn er sich näherte, erstarrte sie, und manchmal begann sie sogar zu zittern. Ich habe die beiden nie zusammen in einem Bett liegen sehen oder auch nur länger als eine halbe Stunde im selben Zimmer. Großvater aß fast nie mit uns in der Küche. Wenn er es aber tat, zog sich meine Großmutter zurück und setzte sich in eine Ecke am Herd, den Platz, an den die Frau in der chinesischen Tradition gehört. Großmutter aß auch nur Essensreste. Normalerweise aber

verschwand Großvater mit seiner Reisschüssel nach oben, wo er sich in seinem Unglück suhlte und mit Alkohol volllaufen ließ. Ich glaube, er hat Großmutter zutiefst verachtet: Zum einen, weil es Tradition war, seine Frau zu verachten, zum anderen, weil Großmutter aus dem Landesinneren kam und nicht wusste, wie man sich als Frau eines Fischers zu verhalten hatte. Man erzählte mir, er habe bereits im ersten Ehejahr begonnen, seine Frau zu hassen. Großmutterns Vergehen war, dass sie nicht wusste, wie man im Haus eines Fischers einen Fisch isst. In Shitang haben wir Fische immer vom Schwanz her gegessen, man fing nie am Kopf an. Als Erstes den Kopf eines Fisches zu essen brachte Unglück. Doch das wusste Großmutter nicht. Sie wollte ihre Bescheidenheit demonstrieren und nahm sich ein klein wenig von dem Teil des Fisches, den mein Großvater nicht anrührte, woraufhin dieser wutschnaubend den Tisch verließ. Großmutter bemühte sich, die lokalen Sitten und Gebräuche zu erlernen, doch es war zu spät. Es gelang ihr nie, sein Herz zu erobern.

Meine Großeltern führten eine schreckliche Ehe. Großvater verprügelte seine Frau fast täglich, und zwar wegen Kleinigkeiten: Mal holte sie ihm nicht schnell genug die Streichhölzer, wenn er rauchen wollte, dann wieder schmeckte ihm ihr Essen nicht, oder sie war nicht in der Küche, wenn er Hunger hatte. Manchmal verprügelte er sie auch ganz ohne Grund. Er trat gegen ihre kurzen dünnen Beine, schubste sie und stieß sie zu Boden. In unserem Haus war das ein ganz normaler Anblick. Großmutter weinte erst, wenn er gegangen war, sie blieb einfach auf dem kalten Steinboden liegen. Diese Szenen haben mich schon in früher Kindheit abgestumpft, ich sah sie einfach zu oft. Außerdem war häusliche Gewalt in den 1970er Jahren auf dem Land noch gang und gäbe. Ich stand meinem Großvater nicht nahe, weil er mir gegenüber nie Zuneigung oder Wärme zeigte, doch für ein Ungeheuer hielt ich ihn auch nicht. Dort, wo ich aufwuchs, schlug jeder Mann seine Frau und seine Kinder. Morgens, abends und in der Nacht, ständig schluchzte irgendjemand in der Nachbarschaft. Erst hörte man eine brüllende Männerstimme und das Geräusch von herumfliegenden Möbeln, dann das Weinen einer Mutter oder einer Tochter. So war das Leben in der Provinz. Schläge waren völlig normal. Damals nahm ich mir vor, nicht zu heiraten, weil ich hoffte, dann einigermaßen sicher zu sein.

Ich erinnere mich noch, wie meine bucklige alte Großmutter einmal ihre mageren Ersparnisse zusammenkratzte, um mir einen Eislutscher zu

kaufen, natürlich die billigste Sorte, die nur aus Zuckerwasser bestand. Sie hatte den Lutscher in ihr schmutziges Taschentuch gewickelt, in das sie ihren Lungenschleim hustete, und war mich in der sengenden Hitze des Sommernachmittags suchen gegangen, um mir das kleine Stück Eis zu bringen. Doch bis sie endlich herausgefunden hatte, wo ich mich im Dreck wälzte oder mit einer Kinderbande Krieg spielte, war in ihrem rotzverschmierten Taschentuch nur noch ein zusammenschmolzener Rest übrig geblieben. Sie hielt mir den dünnen kleinen Stiel mit dem Eisklumpen hin. »Schnell, leck es auf!«, rief sie, noch ganz außer Atem von der Suche. Ich war durstig genug und schleckte es weg wie ein Straßenköter. Das war die Liebe meiner Großmutter, auch wenn ich damals nicht wusste, was »Liebe« bedeutete. Liebe – so etwas gab es bei uns nicht, zumindest wurde nicht darüber geredet. Erst später, als ich erwachsen war, begriff ich, dass meine Großmutter mich geliebt haben musste. Ich habe ihr wirklich etwas bedeutet. Ein Eislutscher kostete damals genauso viel wie ein Gemüsebrötchen. Für unsere Maßstäbe war es eine luxuriöse Liebe, deshalb hätte ich Großmutter beistehen müssen, insbesondere, wenn mein Großvater ausrastete und mit Fäusten auf sie losging. Doch ich war zu klein und hatte selbst Angst vor ihm. Lieber versteckte ich mich, so schnell ich konnte. Auch mir liefen Tränen übers Gesicht, aber nicht wegen meiner Großmutter. Es waren Zornestränen, ich heulte vor Wut, weil ich in diesem Scheißkaff gelandet war und mich so unendlich einsam fühlte.

Die Göttin der Barmherzigkeit

Über unserem Küchentisch thronte eine kleine weiße Porzellanstatue der Göttin Guanyin. Seit ich mich erinnern konnte und bis zu dem Tag, an dem ich Shitang verließ, hing sie dort. Die Statue war immer von einer dicken Staubschicht bedeckt, denn meine Großmutter war so kurzsichtig, dass sie nicht sah, wie schmutzig sie war. Mit gleichgültigem Gesichtsausdruck starrte Guanyin in die nur schwach beleuchtete Küche, an der alten Bank vorbei, von der sich die Farbe schälte, den kaputten Regenschirmen und Großmutter Kamm, der still und zahnlos auf dem Fensterbrett lag.

Guanyin ist unsere Göttin der Barmherzigkeit. Oft wird sie mit der Jungfrau Maria verglichen, vielleicht, weil man sie gern mit einem

einen exakten Punkt benennen sollte, an dem mir bewusst wurde, dass ich ganz auf mich allein gestellt war, würde ich den Tag nennen, an dem mir am Strand von Shitang die Kunststudenten begegnet waren, die vor der grauen, sonnenlosen See saßen und zeichneten. Damals war ich sechs Jahre alt gewesen und hatte mich fürchterlich einsam gefühlt. Ein junges Mädchen, das lange Zeit nachdenklich vor der monotonen Landschaft saß, war mir besonders aufgefallen. Schließlich hatte sie begonnen, ihre Zeichnung mit Farben anzureichern. Der Pinsel zauberte ein leuchtendes Blau und einen glühenden Sonnenuntergang aufs Papier. Ich war völlig gebannt. Allein durch die Kraft ihrer Fantasie hatte die Studentin die trost- und farblose Wirklichkeit in eine hell leuchtende Welt verwandelt.

Zwischen den Umzugskisten in meiner Londoner Wohnung sitzend, begriff ich, dass die Geschichte meiner Vergangenheit nun abgeschlossen war. Anfang und Ende hatten sich getroffen. Meine Kindheit war vorbei, und ich fühlte mich endlich von der Bürde meiner Familie befreit. Ich musste nicht länger nach ihr suchen, denn ich hatte jetzt mein eigenes Zuhause, in dem ich frei atmen und meine Lungen mit frischer neuer Luft füllen konnte.

Dank

Ich stehe tief in der Schuld von Sasha Mudd und Stephen Barker, die frühe Entwürfe meines Manuskripts kommentiert haben. Anna Holmwood danke ich von Herzen für ihr elegantes und kluges Lektorat. Wie immer danke ich Juliet Brooke für ihre umfassende Betreuung und Rebecca Carter und Cullen Stanley von der Agentur Janklow & Nesbit, die mich in allen Stadien meines Schreibens unterstützt haben.

Ich bin außerdem sehr glücklich, eine Heimat bei folgenden Verlagen und Verlegern gefunden zu haben – dem Team von Chatto & Windus in Großbritannien, Amy Hundley und Morgan Entrekin bei Grove Atlantic in den USA, Claudia Vidoni im Knaus Verlag, Andrea Berrini und Gaia Amaducci bei Metropoli d'Asia, Dag Hernried aus dem Alfabeta Bokförlag, außerdem Gesa Schneider und Thomas Geiger aus Zürich. Und ich danke den folgenden wunderbaren Menschen, die mich seit Jahren unterstützen: Clara Farmer, Claire Paterson, Rebecca Folland, Kirsty Gordon, Sam Coates, Monique Corless, Anne Rademacher, Shalene Moodie, Vanni Bianconi, Philippe Ciompi, Suzanne Dean, Mari Yamazaki und John Freeman.

Mein letzter Dank gilt Wu Cheng'en, dem klassischen Autor und Verfasser von *Xi Yon Ji (Die Reise in den Westen)*. Diese Legende hat mich seit meiner Kindheit inspiriert.

Xiaolu Guo, Berlin und London, 2016

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...



Xiaolu Guo

Eine Sprache der Liebe

Roman. "Eine Liebesgeschichte zwischen Sprachen, Kulturen und Philosophien." (Siri Hustvedt)

Penguin Verlag

[Zum Shop](#)



Xiaolu Guo

Ein Ufo, dachte sie

Roman

Albrecht Knaus Verlag

[Zum Shop](#)



Xiaolu Guo

Ich bin China

Roman

Albrecht Knaus Verlag

[Zum Shop](#)